

(Nachdruck verboten.)

Eheleute Strouhal.

8] Erzählung von M. A. Simáček.

Deutsch von Franta Hájek.

„Und warum habt Ihr kein Handwerk gelernt, wenn es Euch so gut gefällt?“ gab der Mann dem Oberheizerin demselben Tone zurück.

„Warum?“

Diese Frage wiederholte Strouhal sehr langsam, und zu dem Fragenden sich wendend, blickte er ihn fest an. Dann machte er einige langsame Schritte durch den Raum, neigte den Kopf, während seine Hand einigemal durch den mächtigen, seine breite Brust bedeckenden Vollbart fuhr.

„Warum ich kein Handwerk gelernt habe?“ wiederholte Strouhal noch einmal, indem er den Weg an den Kesseln entlang hin und her maß. Plötzlich blieb er stehen und seine Augen fest auf die Heizer heftend, sagte er: „Ich will es Euch sagen.“

Ein Wunder war geschehen.

Derselbe Strouhal, der seit fast zwei Monaten kaum das Nötigste gesprochen, wollte heute erzählen. Und daß er zu erzählen verstand, das wußten sie alle. Sie kannten es ja von früher her. Bevor sie von ihrem Erstaunen sich zu erholen vermochten, saß der Oberheizer bereits auf seinem Plaze und begann zu erzählen.

III.

„Von meinem zehnten Lebensjahre an mußte ich mich schon allein durch die Welt schlagen. Ich wünschte keinem von Euch, daß er das alles durchmachen müßte, was ich erduldet habe. Hunger, Not — überhaupt ein Hundeleben. Beinahe das ganze Oestreich habe ich so durchstreift. Bald arbeitete ich in den Steinbrüchen, bald bei dem Bahnbau. In Siebenbürgen lernte ich heizen und von dort kam ich dann später nach Rußland zur Eisenbahn als Heizer. Jetzt erst begannen für mich andere, bessere Zeiten.“

Strouhal war im Zuge. Er sprach laut, so daß man seine Stimme im ganzen Kesselhause verstehen konnte. Wenn er einmal erzählte, dann lief alles wie am Schnürchen. Den Heizern vergingen die Stunden, daß sie selbst kaum wußten wie, und ehe sie sich dessen versahen, war die Mitternacht da. Manchmal fanden sich auch die Beamten ein und hörten ebenfalls zu. Sie waren froh, wenn der Oberheizer erzählte, dann brauchten sie sich um den Dampf nicht zu sorgen, denn da waren die Heizer munter, jeder versah still und fleißig seinen Ofen, um ja nur nichts von Strouhals Erzählung zu verjäumen. Auch die Kohlenarbeiter, die in kleinen eisernen Wagen die schwarzen Kohlen herbeischafften, beeilten sich, so leicht wie möglich ihre Arbeit zu verrichten und trachteten so eine Ruhepause zu gewinnen, um ebenfalls zuhören zu können.

„Auf meiner Lokomotive durchkreuzte ich ein hübsches Stück der Welt, sah so manches fremde Land,“ fuhr Strouhal in seiner Erzählung fort. „Damals verdiente ich mir bis zu zehn Rubeln die Woche und konnte so manchen Groschen beiseite legen. Schon damals dachte ich daran, heimzukehren, mir in irgend einer Fabrik eine Stelle zu suchen, ein Häuschen zu kaufen und ein Weib zu nehmen. Das letztere machte mir keine großen Sorgen, denn ich hatte bereits eine, die mir gefiel.“

Während der ganzen Zeit lehrte ich dreimal heim nach Drawin, wo ich geboren bin, und im Winter stets etwa acht Wochen die Schule besucht habe. Dort war es, wo ich an Marka Klas, einem Mädchen aus einer benachbarten Baracke, Gefallen fand.“

Während er seine Weife aufs neue in Brand steckte, verstimmt Strouhal für einen Augenblick. Dann stand er auf, ging durch das Kesselhaus und drehte an dem ersten und fünften Kessel das Ventil auf. Im Kesselhause war es jetzt so still, daß man das schwache Zischen des durch eine winzige Oeffnung im Rohre entströmenden Dampfes vernahm. Strouhal nahm einen Schraubenschlüssel und versuchte durch ein festeres Anziehen der Schrauben den Fehler gutzumachen. Aber ohne Erfolg.

„Da müßt alles Anziehen nichts mehr,“ bemerkte Gladit, „da wird man neuen Hauf geben müssen, der alte wird schon verbrannt sein.“

Strouhal erwiderte nichts. „Setzt doch die Kohlen ein bißchen zusammen, damit sie nicht so herumliegen und zerstreuen werden,“ wandte er sich an die ruhenden Kohlenarbeiter, und versank wieder in Nachdenken.

„Die Marka Klas — ist das vielleicht Eure jetzige Frau?“ fragte nach einer Weile der Heizer Wesely schüchtern.

„Ja“, antwortete Strouhal kurz und schwieg wieder.

Jetzt verstimmten auch die andern. Gladit schob, wie es so seine Art war, die Mütze von einem Ohr zum andern. Auf diese Mitteilung war er nicht gefaßt gewesen. Wohl kannte er Strouhals Familienverhältnisse besser als die übrigen Heizer, aber das wußte er noch nicht. Er hatte sich über Strouhals Handlungsweise sein eigenes Urteil gebildet, das aber jetzt stark erschüttert wurde. Da hat also Strouhal seine erste Liebe geheiratet! ... Und unter welchen Verhältnissen!

Vor einem halben Jahre hatte er sie heimgeführt, als Witwe nach einem Tagelöhner mit vier Kindern, von denen der älteste Knabe noch die Schule besuchte. Selbst hatte er sie geholt, ganz weit von Pilsen her. Jedermann hatte sich darüber gewundert, und viele sogar gesagt, daß der älteste Knabe Strouhals sei, aber das war eine Verleumdung, Gladit wußte es genau.

Und was hatte Strouhal alles vorbereitet, bevor er heiratete! In die Rybniker Zuckersfabrik war er vor zwei Jahren mit dem Direktor selbst aus der Altien-Zuckersfabrik in Labetin gekommen. Der Direktor hatte den Oberheizer sehr gern, hatte sich an ihn gewöhnt während der neun Jahre, die sie in Labetin gewesen waren. Freilich war er damals noch Adjunkt, als Strouhal aus Rußland heimkehrte und in der Labetiner Zuckersfabrik als Oberheizer eintrat. Er war ihm sehr gewogen, wußte er ja, daß er ein rechtschaffener tüchtiger Mann war, auf den man sich verlassen konnte. Oftmals hatte er ihn schon geneckt, daß es bereits die höchste Zeit ist, ans Heiraten zu denken, aber Strouhal that, als hörte er nichts davon, obwohl auch andere ihn von allen Seiten auf dieses und jenes Mädchen aufmerksam machten. So war Strouhal bereits vierzig Jahre alt und noch unvermählt.

Vor kurzem erst war es mit einemmale zur allgemeinen Ueberraschung anders geworden. Strouhal kaufte plötzlich ein hübsches gemauertes Haus, ein paar Acker und brachte aus der Stadt schöne Möbel, mit denen er zwei Stuben hübsch einrichtete, auch Bilder und eine Uhr hinter einem Glasrahmen an die Wand hing und die Küche mit allem versah, was man sich nur wünschen konnte. Man frug sich verwundert, wieso das alles und warum, und allgemein wurde richtig angenommen, daß es sich um eine Heirat handelte, nur darüber konnte man sich nicht einigen, welches Mädchen aus der Umgebung die Auserwählte sein möchte. Und Strouhal schwieg und schwieg. Erst als er aus weiter Ferne ein stattliches, etwa fünfundsiebzigjähriges Weib heimbrachte, das noch für schön gelten konnte, obwohl ihre Wangen jetzt bleich waren und sie die Gewohnheit hatte, die Stirn in Falten zu ziehen, — erst, als sich das neue hübsche Häuschen mit dem Lachen von vier munteren Kindern belebte, wurde die Neugierde der lieben Einwohner von Rybnik einigermaßen befriedigt, obwohl sie über die Persönlichkeit der neuen Oberheizerin immer noch im Unklaren waren. Aber weder Strouhal noch seine Frau machten ein Geheimnis daraus, so daß man bald allgemein wußte, daß die Frau eine Witwe eines Arbeiters aus der Drawiner Zuckersfabrik war, mit dem sie gemeinschaftlich in gewannter Fabrik gearbeitet hatte.

Erst heute erfuhren aber die zühörenden Arbeiter, daß sie nicht mit ihrem Mädchennamen Marie Klas hieß, und daß Strouhal sie schon seit zwanzig Jahren kannte.

„Da habt Ihr also Eure Frau aus Liebe geheiratet?“ wagte Gladit nach einer Weile schüchtern zu bemerken.

Strouhal machte nur mit der Hand eine leichte Bewegung, gab aber keine Antwort. So blieb er eine Weile in Gedanken versunken stehen und vergaß sogar zu rauchen.

Gladit hatte Strouhals innere Bewegung wohl heraus-

geföhlt, die dieser mit seiner Erzählung wachgerufen hatte, und er gedachte diese Stimmung auszunutzen.

„Jetzt ist es wohl an der Zeit,“ dachte er bei sich. „Ich muß es nochmals versuchen.“ Und nun begann Gladik das Eisen zu schmieden, so lange es glühte. Durch Strouhals Schweigen wollte er sich nicht abschrecken lassen. Er trat an den Oberheizer heran, blickte ihm zutraulich in die Augen und sprach halblaut:

„Und da habt Ihr sie gewiß noch recht gern, Oberheizer!“

Strouhal begann an seinem langen Barte nervös zu ziehen und zu wickeln. Seine schwarzen Finger fuhren fieberhaft durch die Haarbüchse. Doch sein Mund blieb stumm.

„Es wäre nur gut und schön, wenn Ihr sie wieder zu Euch nehmen würdet,“ sprach immer eindringlicher Gladik, und die Stimme des schlichten Mannes wurde so merkwürdig weich.

„Wenn sie Euch auch wehe gethan hat, glaubt es mir, daß sie es nicht so gemeint. Wenn Ihr sie jetzt sehen könntet, wie abgehärtet sie ist, und wie ihr die Thränen gleich in die Augen treten, wenn man sie an Euch erinnert . . .“

„Ihr habt sie gesehen?“ rang es sich mühsam aus Strouhals breiter Brust, während der Zeigefinger seiner rechten Hand immer schneller den Bart auf- und abwickelte.

„Wie ich gestern in Truchlin auf dem Jahrmarkt gewesen bin, da ging ich auch in die Fabrik, da habe ich sie gesehen; sie arbeitet dort im Rübenhause — und ist ganz abgehekt. Ich bitte Euch, vier Kinder bei sich zu haben und sie alle ernähren, für die fünfzig Kreuzer täglich . . .“

Strouhal begann heftig an seinem Schnurrbart zu kneten.

„Laßt Euch erweichen, Oberheizer!“ redete immer drängender Gladik. „Sie läßt Euch selbst darum bitten. . . Da könnt Ihr sehen, wie sie sich demütigt. Nur ein Wort von Euch will sie hören und kommt dann selbst Euch abbiten. . .“

Strouhal schwieg.

„So ist sie eben. Eine andere käme selbst, würde weinen oder weinen, würde drohen . . . aber die Cure, die . . . die die wartet, auf ein Wort von Euch . . . bis Ihr verzehlt . . .“

Gladiks Stimme zitterte merklich.

„Dann soll sie kommen!“ stieß Strouhal auf einmal hervor und mit einer ganz veränderten Stimme. Er riß die Hände so heftig aus seinem Barte hervor, daß einige Haare daran hängen blieben, und fuhr sich über die Augen. . .

(Fortsetzung folgt.)

Gertrud Antleß.

Lessing-Theater.

Von vielen Seiten wird heute die Parole „Heimatskunst“ ausgegeben. Die Bewegung, die anfangs nur schwach war, ist bereits kräftig genug geworden, um sich ein eigenes Organ zu gründen. Es ist also mindestens nicht ausgeschlossen, daß wir uns bald einer plammäßigen literarischen Agitation gegenübersehen. Das Wort „Heimat“ hat einen zauberhaften Klang. Jeder Künstler hängt an dem Ländchen, in dem er geboren wurde. Seine Natur ist ihm vertrauter als irgend eine andere. Die ersten Kindträume spannten hier ihre bunten Schwingen. Er kennt die Menschen, ihre Sprache, ihre Art, ihr Schicksal. Seinen Dichtungen wird man seine Herkunft anmerken, auch wenn die Stoffe allgemeiner Natur sind. Immer wird irgend eine Stelle kommen, wo er sozusagen im Dialekt seiner Heimat empfindet. Irgendwo spricht der Holsteiner immer plattdeutsch.

In diesem allgemeinen Sinn ist jeder Dichter ein Dichter der Heimat. In diesem allgemeinen Sinn wäre also eine Agitation für Heimatskunst eine Bewegung, die sich um Selbstverständliches bemühte und mithin sinnlos wäre. Es muß sich um mehr handeln und handelt sich auch um mehr. Die Heimat soll in der Dichtung nicht nur latent sein; sie soll dort in voller Wirklichkeit leben und blühen. Mit andern Worten: der Künstler soll die Stoffe aus seiner Heimat wählen.

Die ganze Bewegung ist als eine Reaktion zu begreifen. In ihrem schwächsten Teil ist sie eine Reaktion gegen die moderne Großstadtkunst. Gegen diese Kunst mag man sagen, was man will man mag an ihr Gefallen finden oder sich von ihr fortsehen: notwendig ist sie. Die Großstädte sind typisch für unsere Zeit. Das moderne Leben pulsiert in ihnen, laut, rastlos und stark. Alles Große und alles Häßliche der modernen Welt kommt hier zu Wort. Reichtum und Armut wohnen nebeneinander. In ergreifenden Kontrasten sehen wir, was die Zeit an Glanz und was sie an Elend zu geben hat. Keine moderne Tugend und kein modernes Laster, das hier nicht vertreten wäre. Das Bild der Zeit giebt sich nirgends

in so fatten Farben und nirgends mit so tiefer Perspektive. Soweit die Heimatskunst sich gegen diese durchaus moderne und durchaus notwendige Kunst der Großstadt richtet, ist sie wertlos. Nur eine instinktive Furcht vor modernen Problemen oder schlechte partikularistische Sentimentalität kann die Großstadt negieren wollen.

Die Heimatskunst richtet sich aber im wesentlichen und mit aller Energie gegen die Deladence. Hier kann und wird sie Gutes stiften. Gegen die seelischen Krankheiten, von der besonders junge Leute in der Großstadt leicht befallen werden, giebt es keine bessere Kur als gesunde Landluft. In der Heimatskunst steckt ein kräftiger Abscheu gegen die himfällige Mafiertheit, die sich in gewissen modernen Büchern als das reichste Stadium des Menschentums giebt. Eine Sehnsucht nach Natur und Frische lebt in ihr und in ihrer Sehnsucht wie in ihrem Abscheu steckt ihre Kraft.

Das Drama wird von der Bewegung, auch wenn sie an Stärke und Tiefe wachsen sollte, wenig berührt werden. Es ist an und für sich unverbesserlicher Natur und verliert diesen Charakter nur, wenn es zugleich die Größe verliert. Der Dramatiker kann zu seiner Heimat in keinem anderen Verhältnis stehen, als in jenem allgemeinen, das wir oben erwähnten. Man kann von schlesischen, bairischen oder österreichischen Erzählungen reden, aber ein schlesisches, bairisches oder österreichisches Drama wäre ein Unsinn. Was die Heimat dem Drama sein kann, illustriert niemand besser als Hauptmann. Soweit er ein schlesischer Dichter ist, ist er ein kleiner Dramatiker und sobald er sich in seiner Kunst zur Größe erhebt, wird das schlesische Lokalkolorit ein nebensächlicher Umstand. In den „Webern“ hat er sein machtvollstes und größtes Werk geschaffen. Niemand wird diese Dichtung, die einen großen historischen Hintergrund entrollt, ein schlesisches Drama nennen. Dagegen kann man den „Fuhrmann Henschel“ allerdings so bezeichnen. Der „Fuhrmann Henschel“ ist aber auch kein Drama, sondern nur eine dramatisierte Novelle.

Philipp Langmann hat für seine „Gertrud Antleß“ den Stoff der Heimat entnommen.

Das Stück spielt in einem deutschen Dorf im südlichen Mähren, das in Kultur und Sprache dem niederösterreichischen fast gleich ist. Und in der That: „Gertrud Antleß“ ist ein niederösterreichisches Stück geworden, womit nach dem Vorausgegangenem sein ästhetisches Urteil bereits gesprochen ist. Es ist kein eigentliches Drama. Nur eine mit poetischem Talent und stellenweise mit ergreifender Wirkung erzählte Dorfgeschichte.

Gertrud Antleß ist die Besitzerin des Antleßhofes. Sie ist eine betagte Frau geworden, die sich mit dem Gedanken an den Tod vertraut macht. In solcher melancholischen Abschiedsstimmung läßt sie sich bewegen, ihren Hof an ihren Sohn abzutreten. Sie hat im Antleßhofe lange genug geherrscht und ist nun müde geworden. Sie war im Haus eine strenge Gebieterin, mitunter war sie auch wohl hart, aber immer war sie gerecht. Nun will sie ihre Herrschaft niederlegen und verlangt von ihren Kindern nur noch die Ehrfurcht, die ihre grauen Haare und ihre frühere Machtstellung beanspruchen können. Sie wird ihr nicht zu teil. In ihrer Schwiegertochter besitzt sie eine Feindin, die nur auf die Stunde der Macht gewartet hat, um sich an der Alten zu rächen. Die Alte hat immer über sie hinweggesehen, zwang sie unter ihrem Willen, ohne daß sie rebellieren durfte. Nun ist der Tag der Rache da. Sie verschwört sich mit den Kindern und sacht in ihrem Mann alle schlechten Instinkte an, um die Alte ganz aus dem Hause zu verdrängen. Ein Paragraph in dem Kontrakte, den sie bei der Uebernahme des Hofes unterzeichneten mußte, wird in sophistischer Weise so gedeutet, daß die Alte den Anspruch auf ihre Wohnung verliert. Sie soll aus dem Hause, um der Tochter Platz zu machen, die heiraten will. Da aber lebt in der Antleßbäuerin der alte Trotz und die alte Stärke wieder auf. Sie kämpft wie eine Verzweifelte und als ihr kein Ausweg mehr bleibt, setzt sie den Kindern den roten Hahn aufs Dach. Die Bewohner des Hofes retten sich mit wildem Geschrei. Sie allein bleibt zurück, um mit dem Antleßhof zu Grunde zu gehen.

Das ist, wie man sieht, im Grunde eine alte Geschichte. Aber daraus wäre Langmann kein Vorwurf zu machen, wenn er die alte Geschichte nur in einem neuen großen Zusammenhang behandelt hätte. Das hat er indessen nicht gethan und so beeinträchtigt das ehrwürdige Alter des Motivs allerdings die Wirkung. Man kennt die ganze Geschichte, sobald man die ersten Andeutungen vernimmt. Die Gestalten aber sind nicht wichtig und groß genug, um über diesen fatalen Umstand hinwegzuhelfen. Trotz alledem aber hat das Lessing-Theater sich durch die Aufführung des Stücks ein Verdienst erworben. Daß es sich lange auf dem Spielplan halten wird, müssen wir leider bezweifeln. Das Publikum des Lessing-Theaters hat einen etwas überreizten Gaumen. Landvrot nundet ihm nicht.

Die Darstellung war gut. —

Erich Schallier.

Kleines Feuilleton.

Fig. Die erste Besteigung des Aconcagua. Der ausführliche Bericht über die erste Besteigung des Aconcagua, des höchsten Berges Amerikas, die vor fast drei Jahren großes Aufsehen erregte, wird soeben in London veröffentlicht. Die Heldenthat wurde von Zurbriggen, dem Führer der Expedition C. A. Fitz Gerald, vollbracht.

Dieser ersten Besteigung folgte sofort eine zweite von Stuart Vines, einem Begleiter Fitz Gerald's. Der letztere hat es mehr als einmal versucht, auch selbst den Gipfel des Aconcagua zu erreichen, er wurde aber durch die Bergkrankheit und allgemaine Erschöpfung gezwungen, zurückzulehren, als er noch 3000 Fuß vom Gipfel entfernt war. Der ausführliche Bericht über die Besteigung, der jetzt veröffentlicht wird, giebt eine anschauliche Geschichte der Leiden, aber auch des Mutes und des Erfolges der Expedition. Der Aconcagua ist 6334 Meter hoch, er liegt in Argentinien, nicht weit von der chilenischen Grenze. Vor der Ankunft von Fitz Gerald's Expedition hatte der deutsche Athletenklub in Santiago Vorbereitungen zu einer Besteigung, die im Jahre 1898 versucht werden sollte, gestroffen. Aber die Ankunft der englischen Bergsteiger trieb den deutschen Klub an, den Versuch sogleich zu unternehmen, so daß beide Gesellschaften gleichzeitig den Berg bestiegen. Der Klub gab aber in der Höhe von 20 000 Fuß den Versuch auf. Als besonders gefährlich und schlimmer als die Bergkrankheit erwies sich für die Teilnehmer der Expedition das Erfrieren der Füße. Der Führer Zurbriggen wurde davon besonders schwer betroffen, er wurde völlig unfähig, weiter zu gehen. Man zog ihm die Stiefel aus und begann, seine Füße mit Schnee und Brandt zu reiben. Die Blutzirkulation hatte aufgehört, und er fühlte nichts. Schließlich wurde er blaß und empfand allmählich einen Schmerz, der sich in demselben Maße steigerte, wie das Leben in die erstorenen Glieder zurückkehrte. Er schrie und bat, man sollte aufhören, man hielt ihn aber fest und rieb weiter; als er im Zelt schlafen wollte, erlaubte man ihm natürlich auch das nicht und fuhr mit dem Reiben fort, obgleich er seine Beiniger in allen Sprachen versuchte. Eins der besten Kapitel des mit Karten, Zeichnungen und einem Panorama ausgestatteten Buches ist die Schilderung, die Stuart Vines von dem mächtigen Eindruck, den er auf dem Gipfel empfing, entwirft. Er stand auf einem Fleck, von dem er die beiden größten Staaten eines mächtigen Kontinents überjah und einen Blick über 80 000 Quadratmeilen Gebirge, Meer und Land hatte. Er schreibt: „Keine Feder kann den Blick auf der chilenischen Seite schildern. Ich sah am großen Grat entlang, hinter dem westlichen Gipfel des Berges zur rechten und linken Seite, über Ketten von schwindelerregender Höhe hin, die sich der Küste näherten, wo, hundert Meilen entfernt, die blaue Fläche des Stillen Ozeans in der Abendsonne glitzerte. Weit gen Süden und Norden erstreckte sich die unendliche, blaue Linie. Die Sonne stand niedrig am Horizont und war mit einem blutroten Schein übergoßen. Alles schien so nah, daß ich kaum die ungeheure Entfernung, die mich davon trennte, begreifen konnte. . . Die Sonne, ein großer Ball rotglühenden Feuers am wolkenlosen Himmel, tauchte in den Ocean, sank schnell hinunter und entschwand dem Blick. Noch einmal ergoß sie einen Schein von überirdischer Schönheit über Land und See, in einer Reihe prächtiger wechselnder Farben. Die weite Wasserfläche bildete mit dem Himmel einen einzigen feurig glänzenden Schein. Das Rot am Himmel blieb, während das Wasser allmählich purpurfarben und dann blau wurde. Trotzdem ward es nicht dunkel, denn nach dem Untergang der Sonne glänzte der aufgehende Mond mit wundervoller Klarheit am Firmament, und überflutete alles mit seinem kälteren Licht. . . Auf dem Gipfel hinterließ Vines für den nach ihm Kommenden seine Karte, Eispickel und Thermometer in einer Schachtel. Die Expedition unternahm darauf ihren Abstieg und stellte in den unliegenden Thälern ergebnisreiche Forschungen an. —

Theater.

Berliner Theater: Tartüffe. Lustspiel von Molière. Deutsch von Zilda. Advocat Patelin, von Pierre V. Lanquet. Was wir vom Dichter Lindau halten, wissen unsere Leser. Etwas anderes ist es mit dem Theaterdirektor. Lindau ist ein alter Theaterhase, der die Bühnenliteratur kennt und Routine besitzt. Eine Frau, die Hosenrollen spielen will, hat er auch nicht, und seine Stücke werden im Schauspielhaus aufgeführt, was für das „Berliner Theater“ ein Segen ist. Man darf also die begründete Hoffnung hegen, daß er aus dem „Berliner Theater“ macht, was überhaupt daraus gemacht werden kann. Die erste Premiere unter seiner Direktion war ohne Zweifel ein Erfolg. Wenigstens wir hatten den Eindruck, daß hinter der Sache eheliche Arbeit steckte. Man spürte einen Willen, der die Dinge zusammenhielt und einen frischen Zug, der an dieser Stätte bankrotter Mißwirtschaft sympathisch verfuhrte. Das Ensemble ließ gewiß noch viel zu wünschen übrig, aber schon, daß man überhaupt von einem Ensemble reden darf, ist ein eminentes Fortschritt. Im allgemeinen war der Stil zu grob. Lindau hatte offenbar die Kräfte nicht beisammen, die er brauchte, was man billig entschuldigen muß, da er eben ein mißliches Erbe angetreten hat. So hatte er beispielsweise keine Dorine und ließ sich darum die Rolle von Frau Wentl spielen. Frau Wentl machte alles aus der Rolle, was sich in ihrem Alter und bei ihrer Körperfülle überhaupt daraus machen läßt. Das aber war nicht genug. Dorine ist das sinnlich-frische Element des Stüdes. Der Reiz bleibt aus, wenn sie als eine ältliche erfahrene Person gespielt wird.

In „Tartüffe“ hat Molière einen unsterblichen Typus der Scheinheiligen Veisetreterei geschaffen. Es ist nicht recht einzusehen, warum hier und da noch die Kirche gegen das Stück eifert. Die Grenze zwischen wahrer Frömmigkeit und frommer Verlogenheit ist klar und deutlich in der Dichtung bezeichnet. Es verrät böses Gewissen, wenn man sich entkräftet. Tartüffe wirkt vor allem darum so stark, weil in all seiner Schurkenhaftigkeit eine nicht geringe Größe

liegt. Er ist kein Mann, der sich mit Kleinigkeiten abgiebt. Es genügt ihm nicht, in dem Haus, das ihn aufgenommen hat, ein warmes Plätzchen zu besitzen. Er will das ganze Haus; er will die absolute Macht; er will der Herrscher sein. Die Mittel, deren er sich bedient, sind in ihrer Strengegenügsamkeit aus der Geschichte genügend bekannt. Auch darin spricht sich die Größe des Lustspiels aus, daß man fortwährend an historische Erscheinungen erinnert wird. Die Handlung wächst weit über den Alltag hinaus. Tartüffe ist auch historischer Typus.

Mit dem Schluß hat Molière es sich etwas leicht gemacht. Tartüffe erreicht sein Ziel; er macht die Familie rechtlos, die ihm Wohlthaten erwies. Dann aber kommt ein gerechter König dazwischen, der alles zum Guten wendet.

Man fragt sich, was geworden wäre, wenn das zufällige Eingreifen des Königs nicht stattgefunden hätte. Hier bleibt die Antwort aus. Die letzte Konsequenz fehlt der Komödie. Die Handlung wird nicht zu Ende gedacht, sondern biegt in den Optimismus des vulgären Lustspiels ein.

Wassermann spielte den Tartüffe. Er gab ihn ausgezeichnet. Das billige Augenverdrehen und das ebenso billige salbungsvolle Pathos, mit dem uns sonst die Tartüffedarsteller zu regaleren pflegen, vermied er ganz. Er spielte den Heuchler so ehrlich, daß man begriff, wie er seinen Wohlthäter täuschen konnte; dann gab er dem Tartüffe auch die Größe, die ihm zukommt. In Intelligenz und Entschlossenheit überragt er ja thatsächlich seine Umgebung. Und das brachte Wassermann vortrefflich zum Ausdruck.

Wassermann bringt uns nicht immer so reine, abgeschlossene Leistungen. Er hat fast zuviel Komödiantenblut in den Adern. Es steckt ein Virtuose in ihm, den er toschlagen muß, wenn er ein Künstler bleiben will. Wenn wir nicht irren, geht er 1900 ans „Deutsche Theater“. Das wird für ihn sehr vorteilhaft sein. Die feste Zucht eines geschlossenen Ensembles kann gerade ihm große Dienste leisten.

Der Molièreschen Dichtung folgte ein alter französischer Schwank, der mit derben Späß erzählt, wie ein schlauer Advokat einen reichen Kaufmann prellt. Wassermann spielte den Advokaten und hier ließ er seiner Laune unbedenklich die Zügel schiefen. Aber hier war er damit auch im Recht. Ein ausgelassener Schwank will ausgelassenes Spiel. —

Musik.

Als im vorigen November die Musikdichtung von Green und d'Albert „Seejungfrauen“, wohl auf lange hinaus unsere prächtigste Novität, vor den Schädeltwänden des Publikums und der meisten Kritiker Halt machen mußte, da ärgerte sich einer von diesen über die in dem Werk vorkommende „Erlösung“ und über die Wagnerianer, die nun einmal ohne eine solche nicht auskommen könnten. Verdauerlich ist nur, daß Wagner nicht mehr lebte und dem Kritiker nicht mehr zu erwidern vermochte: „Es könnte manchem nicht schaden, wenn er erläßt würde.“

An Gleiches mußten wir denken, als sich am Sonntag in der Probe des 4. „Philharmonischen“ (und voraussichtlich auch in der montaglichen Aufführung) ein ähnlicher Durchfall des Publikums, und zwar nicht einmal des tiefststehenden, ereignete. Diesmal galt es einem zwar Verstorbenen, aber der Kompositionsweise nach höchst Modernen: Alexander Ritter (1833—1896). Noch ist für ihn vielleicht das meiste zu ihm; seine zwei Opern sind keine Repertoirestücke geworden, und von seinen finsonischen Dichtungen kommt nur hier und da eine zu Gehör. So wurden die zwei Orchesterstücke „Charfreitag“ und „Frohleichnam“ im vorigen Konzertzuge zu Dortmund und jetzt als neu von den Philharmonikern aufgeführt. Die großen Konzerte dieser sind, wie etwa das illustrierte Blatt „Die Woche“, so recht darauf angelegt, unserer Gesellschaft möglichst Interessantes zu bieten: ein buntes Programm, je ein beliebter Solist und je eine Mode-Nouveauté! So lang sind aber die Herren Sacher und Riksch oder Wolff allerdings, ab und zu etwas auch noch darüber hinaus Wertvolles zu bringen; dort etwa einen astronomischen Artikel von Förster, hier einen sonst zurückgedrängten und effektmeidenden Komponisten. Ritters zwei Stücke sind reich instrumentiert, und zwar speziell nach Wagners Vorgang so, daß die meisten Bläser in Gruppen von drei, nicht wie sonst von zwei Instrumenten kommen; doch treten diese Stimmen nicht so einzeln, „concertant“ hervor, wie sonst in derartigen modernen Stücken, sondern sie wirken mehr in Klangmischungen zum Ganzen zusammen. Die Themen versehen den Hörer nicht, wie es wiederum sonst jetzt häufig ist, in die bange Wahl zwischen Charakteristik und Wohlklang: sie sind sich auch selber genug. Von ergreifender Wirkung ist der verklärende Uebergang vom ersten zum zweiten Stück und besonderer Achtung wert ist der Verzicht auf alles Forcierte. — Daß das Publikum kaum ein paar Weisfallregungen zu vergeben hatte, konnte jedenfalls nicht einen Tadel gegen die Aufführung bedeuten, wenigleich ein kritisches Ohr manches noch bländiger herausgearbeitet wünschen mochte. Andre Programmnummern entsefelten wieder den üblichen Sturm, und Herr Fritz Kreisler hatte mit dem alten Violinonzert Mendelssohns so viel Erfolg, daß er noch Schuberts „Erlkönig“ als Geigenstück zugeben konnte — in den danach neu entsahten Weisfall mischte sich gebieterisches Zischen.

Alexander Ritter war auch ebenso wie Robert Franz einer der wenigen Richard Wagner sympathischen Liederkomponisten. Beide sind als solche noch lange nicht ihrem Werte nach ins Publikum

gedrungen, jedenfalls weniger, als es solchen Altkleider, die nach ihnen kamen oder blieben und doch in der Entwicklung vor ihnen stehen. Von ihnen selber ist Franz noch der weniger Moderne. Ihm widmete nun auch Eli Lehmann neulich einen eigenen Abend. Wir müßten weit ausholen, um die Gaben eines solchen Konzerts zu beschreiben. Es genüge der Wunsch, daß all diese Kunst recht würdige Nachahmung finden möge. — sz.

Archäologisches.

— Neue Ergebnisse der Palästinaforschung. Aus den von Dr. Peirce und Dr. Bliss 1890 bis 1893 im Auftrage des „Palestine Exploration Fund“ durchgeführten Forschungen bei Tell-el-Hesi (in Judäa, östlich von Gaza) war bekannt, daß dort in einer Tiefe von etwa 20 Meter aufwärts die Fundamente und Reste mehrerer Städte übereinander liegen. Ferner fand Bliss bei Tell-el-Säfi 6 Meter unter dem Boden Reste, die das Vorhandensein eines kanaanitischen Tempels an dieser Stelle beweisen, nämlich drei aufrecht stehende Menhirs (Steinsäulen) aus weißem Kalkstein. Die Steine stehen in einer geraden, von Ost nach West gehenden Linie auf Fundamentsteinen und in einer Lage Topfscherben aus vorisraelitischer Zeit. Die Säulen sind roh gearbeitet, zeigen aber doch Spuren von Politur, und die Einklösse der Witterung müssen sie ehemals, als sie noch frei standen, so stark mitgenommen haben, daß früher etwa vorhandene Inschriften nicht mehr wahrzunehmen sind. Die Höhe der drei Monolithen beträgt 1,77, 1,95 und 2,15 Meter, der Durchmesser des oberen Querschnittes 76:61 resp. 68:48 und 79:53 Centimeter. Die kleinste Säule läuft spitz zu, die anderen sind oben ziemlich abgeflacht. Man fand außerdem noch drei andere Fundamentsteine, so daß hier ursprünglich wenigstens sechs Säulen gestanden haben mögen. Wichtig ist der Fund deshalb, weil er im Bezirke des alten Reichs Judäa ganz vereinzelt dasteht, während man in Ostpalästina sehr viele, in Samaria und Galiläa doch mehrere solcher Steinsäulen entdeckt hat. Deshalb sie sonst in Judäa fehlen, erklärt Bliss durch den Hinweis auf zwei Bibelstellen im 5. Buch Moses, Kap. 12, V. 2 und 3, und im 2. Buch Chronika, Kap. 11, V. 1. Die erstere Stelle lautet: „Wüstet alle Orte, da die Heiden, die ihr vertreiben werdet, ihren Göttern gedient haben, es sei auf hohen Bergen, auf Hügelu oder unter grünen Bäumen; und reiße um ihre Altäre, und zerbreche ihre Säulen und verbrennt mit Feuer ihre Haine, und die Bilder ihrer Götter zerschlaget und vertilget ihre Namen aus demselben Ort.“ Aus der zweiten Stelle in der Chronika geht hervor, daß diese Mahnung später in Juda befolgt ist; sie besagt: „Und da dies alles war ausgerichtet, zogen hinaus alle Israeliten . . . und zerbrachen die Säulen, hieben die Acherabilder ab und brachen ab die Höhen und Altäre aus dem ganzen Juda, Benjamin, Ephraim und Manasse, bis sie sie gar ausgeräumten.“ Diese Stellen sind gewiß beweiskräftig. Der Umstand, daß sich trotzdem die Säulen an dieser Stelle erhalten haben, erklärt sich nach Bliss daraus, daß zu der Zeit, als die Reformkönige ihr Zerstörungszweck an den alten heidnischen Heiligtümern begannen — um 720 v. Chr. — auf der Stätte des heutigen Tell el-Säfi infolge Zerstörung, Wiederaufbau und erneuter Zerstörungen die Säulen mit Kränzen übersätet und schon damals vergessen und den Augen der israelitischen Zeloten entzogen waren. — („Globeus“)

Aus dem Tierleben.

1. Eine merkwürdige Beobachtung an Fledermäusen wird im Londoner „Zoologist“ von C. Oldham mitgeteilt. Man hat verschiedentlich bemerkt, daß diese Tiere beim Gehen den Schwanz nach unten und vorne gebogen tragen, ist aber nicht hinter die Ursache und den Zweck dieser eigentümlichen Körperhaltung gekommen. Nun hat Oldham festgestellt, daß die Fledermäuse auf diese Art gewissermaßen ein Gefängnis für erhaschte Insekten herrichten, indem der Schwanz zusammen mit der die Hinterfüße verbindenden Haut eine Art Tasche oder Beutel bildet. Trifft die Fledermaus ein großes Insekt an, so ergreift sie es, einmal zuzuschnappend, breitet leicht die gefalteten Flügel auseinander und preßt sie auf den Boden, um sich einen Halt zu geben. Dann bringt sie ihre Füße nach vorne, um den Raum ihrer Schwanztasche zu vergrößern. Nur wirft sie Hals und Kopf unter den Körper und schiebt das Insekt in die Tasche hinein. Ist die Beute ein großes und kräftiges Tier, so wird es sich natürlich heftig sträuben, es entkommt aber nur selten aus seiner Fasse. Später holt dann die Fledermaus nach Belieben ihr Wildpret aus der Tasche heraus und verzehrt es. Es ist anzunehmen, daß die Fledermäuse diese Fangmethode, sogar während des Fluges anzuwenden verstehen, und Oldham hat verschiedentlich die langohrige Fledermaus dabei beobachtet, wie sie Nachschmetterlinge von den Nestern eines Vammes ablas und dann immer den Schwanz berart bog, daß sie das Insekt in jenen Behälter hineinbringen und dann festhalten konnte. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Niesensäume in Ostpreußen. Der „Voss. Ztg.“ wird geschrieben: Einen wahren Niesbaum in Gestalt einer uralten Linde besitzt der Kreis Weßlau an dem Landwege bei dem Gute Sentlerkug. Der gewaltige Baum ist von bedeutender, weit ins Land schauender Höhe mit einem ausgedehnten Blätterdach, das kreis-

rund bis auf ungefähr 2 Meter von der Erde herabreicht. Ihr Umfang ist in Brusthöhe 8 Meter, und das Alter soll nahezu 700 Jahre betragen. Trotz dieses Alters hat sie sich sehr gut erhalten und zeigt kaum Spuren vom Zahn der Zeit. Sie führt den Namen Sieben-Brüder-Baum, weil sie dem Anschein nach aus sieben Stämmen zusammengewachsen ist. In der Höhe von 4 Meter, wo der Baum sich in seine mächtigen Äste teilt, ist eine Bank angebracht, deren Enden von der Baumrinde schon etwas überwachsen sind. Dieser Höfchen ist nur guten Kletterern erreichbar, während eine unten am Stamm angebrachte Bank jeden Wanderer zur Rast einladet. Die Stärke dieses Baumes wird nur wenig übertroffen von der Rieseneiche, die sich am Eingang des Parkes in Kadinen befindet und einen Umfang von 8,6 Meter hat. Ihr Alter beträgt über 700 Jahre. Sie hat sich nicht so gut erhalten, wie die erwähnte Linde. Der Stamm ist höhl, mit einer Thür und einem Fenster versehen und bietet im Innern Raum für zehn Personen. Von Baumrissen unter den Ästen ist in Westpreußen erwähnenswert die „Krause Buche“ bei Hoppendorf im Kreise Karthaus. Obwohl sie sich an Stärke nicht ganz mit den beiden vorhin genannten Bäumen messen kann, ist ihr Umfang doch so bedeutend, daß drei Männer mit ausgebreiteten Armen den Stamm nicht umfassen können. Der Durchmesser der sehr dichten Krone beträgt etwa 40 Meter. —

Humoristisches.

— Höflich. Eine Cooksche Reisegesellschaft steht am Rande des mächtig dampfenden Kraters des Vesuv. Tourist (seinem Etui eine Zigarette entnehmend, zu seinem Nachbar): „Wissen Sie vielleicht, ob man hier rauchen darf?“ —

— Motivtafel nach spartanischem Muster für die englischen Kriegskorrespondenten:

„Wanderer, kommst Du nach London, so sage dorten, Du habest Uns hier lügen gesehen, Stift und Papier in der Hand.“

(„Lust. Bl.“)

Notizen.

— Erich Schalkjers Trainerspiel „Hinrich Lornsen“ ist vom Schiller-Theater angenommen worden. Die Aufführung soll noch in dieser Saison erfolgen. Nach der Aufführung erscheint das Drama als Buch bei Fontane u. Co. Die „Neue Freie Volksbühne“, die die Dichtung aufführen wollte, tritt zunächst zurück, um einer öffentlichen Vahne das erste Wort zu lassen. —

— Auch in diesem Winter sollten „Vollständliche Kunstausstellungen“ im Bürgerfaale des Berliner Rathauses veranstaltet werden. Der Magistrat hat die Erlaubnis dazu aber nicht erteilt. Das „teure Stuhlmaterial des Bürgerfaales“ könnte darunter leiden, — und ähnliche gewichtige Gründe wurden in dem ablehnenden Bescheid geltend gemacht. —

— Eine neue Oper von Schillings, „Der Pfeifertag“, fand bei der Erstaufführung in Schwereu lebhaften Beifall. —

— In München hat sich nach dem „V. V. C.“ ein Hugo Wolf-Verein gebildet, der das Ziel verfolgt, die Lieder Wolfs, dann aber „auch andere wertvolle Werke der modernen musikalischen Welt, auf deren Aufnahme in Münchener Konzerte nicht zu rechnen ist“, weiteren Kreisen bekannt zu machen. —

— Ein „Stuttgarter Künstlerbund“ wurde unter dem Vorsitz von Graf Leopold Kaldreuth begründet. Er wird in Stuttgart Kunstausstellungen veranstalten und dahin wirken, daß Stuttgarter Künstler in — und ausländische Kunstausstellungen korporativ besäiden. —

— Bei dem Preisausschreiben für den Neubau der Kunstgewerbeschule und des Kunstgewerbemuseums in Dresden ist unter den 30 eingegangenen Entwürfen der erste Preis von 2500 M. dem Entwurf des Regierungs-Baumeisters Emanuel Heimann in Neubabelsberg zuerkannt worden. Den zweiten Preis (2000 M.) erhielt die Arbeit des Architekten Richard Seuf in Düsseldorf, den dritten (1500 M.) der Entwurf des Regierungs-Bauführers Koch in Baugen. —

— Björnsterne Björnsons Drama „Ueber die Kraft“, zweite Teil, hatte bei der ersten Aufführung im National-Theater zu Christiania nach der „Voss. Ztg.“ einen durchschlagenden Erfolg. —

— Von Arthur Sullivan wird im Londoner Savoy-Theater eine neue Oper „The rose of Persia“ aufgeführt. —

— Ein neuer großer Leuchtturm, über 100 Meter hoch, ist auf Gileamoor, einem kleinen Eilande westlich von der großen Gebirge-Gallonhead, errichtet worden, 30 Kilometer von dem Vorgebirge Gallowhead. Das Leuchtfeuer wird eine Stärke von 140 000 Kerzen besitzen und in je einer halben Minute zwei Blitze weißen Lichtes abgeben, die bei klarem Wetter in einem Umkreise von 42 Kilometer sichtbar sein werden. —